



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Naturgeschichte des Pessimismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zur Naturgeschichte des Pessimismus



Die Pessimisten von Fach und Beruf legen sehr entschieden Verwahrung ein gegen die Vermutung, ihre Philosophie möge wohl mehr ihrem Temperament als ihrem Kopfe entstammen, und sie dringen auf die sorgfältige Unterscheidung ihres theoretischen von allem Stimmungspessimismus. Wir aber behaupten, daß es andern als Temperaments- und Stimmungspessimismus gar nicht giebt, und daß die pessimistische Philosophie gerade so zur Rechtfertigung pessimistischer Stimmungen erfunden worden ist, wie die konstitutionelle Doktrin zur Rechtfertigung der Ansprüche des wohlhabenden Bürgertums und die römisch-katholische Lehre von der Kirche zur Rechtfertigung der Ansprüche des auf historischem Wege gewordenen Papsttums. Pessimistische Anwendungen haben auch einzelne griechische, italienische und französische Denker gehabt, aber niemals kommt bei einem heitern Volke der Pessimismus so zur Herrschaft, wie das bei den Indern geschehen ist und heute in andern Formen bei den Scandinaviern zu geschehen scheint. Der Wertherpessimismus ist die vorübergehende, aus bekannten Ursachen entspringende Jünglingsstimmung. Was dem philosophischen Pessimismus in Deutschland vorübergehend die höhern Kreise gewonnen hat, war teils Blasfirtheit, teils die Selbstzerfegung nicht des Christentums, sondern der protestantischen Theologie. Der gemeine Mann aber hat keine Lust, sich zum Pessimismus bekehren zu lassen, sondern will, sofern die Regierung keine bessern Wege weiß, auf den Wegen der sozialdemokratischen, antisemitischen und partikularistischen Opposition Besserung schaffen oder, falls das nicht gelingt, alles kurz und klein schlagen; diese Stimmung bekunden augenblicklich u. a. die bairischen Bauern. In Schottland und England, wo der Pessimismus sehr nahe läge, schützt die ungemeine Härte und Widerstandskraft des Gemüts davor, das unglaubliches zu ertragen vermag; etwaige pessimistische Anwendungen pflegen sich hier wie in Spanien in Ausbrüchen des religiösen Fanatismus zu entladen.

Von dem Vater des modernen Pessimismus ist es bekannt, daß er Melancholiker war, und die neuen Beiträge zu seiner Lebensgeschichte, die Schemann herausgegeben hat,*) bestätigen es. Den Briefen seiner lebenslustigen

*) Schopenhauer-Briefe. Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher

Mutter, von denen einige schon früher veröffentlicht waren, entnehmen wir folgende Sätze. „Wie ist's mit deinem Humor?“ schrieb sie am 6. Oktober 1806 dem achtzehnjährigen Arthur, der in Hamburg die Handlung lernte, „bist du noch oft verdrießlich? oder nimmst du mit dieser närrischen Welt vorlieb, weil eben keine bessere zur Hand ist?“ Und in dem schon bekannten langen Briefe, der die Schlacht bei Jena und das Kriegselend schildert: „Ich könnte dir Dinge erzählen, worüber dir das Haar emporsträuben würde, aber ich will es nicht, denn ich kenne ohnehin, wie gerne du über das Elend der Menschen brütest.“ In einem spätern Briefe (vom 10. März 1807) versucht sie einmal, seine angeborene Melancholie als vorübergehende Stimmung aus dem Lebensalter und den Umständen zu erklären. „Daß dir in der Welt und in deiner Haut nicht wohl ist, würde mir bange machen, wenn ich nicht wüßte, daß es gerade jedem in deinem Alter so ist, den die Natur nicht von Hause aus zu einem Kloß bestimmte, du wirst bald mit dir selbst ins Reine kommen, und dann wird die Welt dir auch gefallen, wenn du nur immer Frieden mit dir selbst zu erhalten weißt; freilich, mein armer lieber Arthur, dir wird in deiner isolirten Lage der Übergang ins wirkliche Leben schwerer als andern.“ Ein paar Tage später aber gesteht sie sich und ihm die eigentliche Quelle des Übels ein. „Daß du mit deiner ganzen Situation unzufrieden warst, wußte ich längst, dies kümmerte mich aber nicht viel, du weißt, welchen Gründen ich dein Mißvergnügen zuschrieb, dazu kam, daß ich nur zu gut weiß, wie wenig dir vom frohen Sinn der Jugend ward, wie viel Anlage zu schwermütigen Grübeleien du von deinem Vater zum traurigen Erbteil bekamst.“ Dazu litt er noch an Schwerhörigkeit, die ja allein schon hinreicht, selbst einen gebornen Sanguiniker melancholisch zu machen, und hatte ein paar Jahre der schönsten Knabenzeit in einer wahrhaft scheußlich eingerichteten englischen Erziehungsanstalt zugebracht.

Hätte er seine Jugend in Italien verleben dürfen, wer weiß, ob die freundlichen Eindrücke dieses Landes nicht hingereicht hätten, sein Blut zu klären und seinen Gedanken eine andre Richtung zu geben. Bei seinem zweiten Aufenthalt dort schrieb er am 29. Oktober 1822 an seinen Freund Osann,*) den er das erstemal in Italien kennen gelernt hatte, von Florenz: „Ich fand, daß alles, was unmittelbar aus den Händen der Natur kommt, Himmel, Erde, Pflanzen, Bäume, Tiere, Menschengesichter, hier so ist, wie es eigentlich sein soll: bei uns nur so, wie es zur Not sein kann.“ Schon die Aussicht auf

Briefe von, an und über Schopenhauer. Mit Anmerkungen und biographischen Analecten herausgegeben von Ludwig Schemann. Nebst zwei Porträts Schopenhauers von Ruhl und Lenbach. Leipzig, F. A. Brochhaus, 1893. Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe mit der Pietät und Wärme des Jüngers und mit der gewissenhaften Sorgfalt des Philologen und Urkundenforschers entledigt.

*) Der bekannte Philologe, der 1858 in Gießen gestorben ist.

die Reise nel bel paëse dove il Si suona hatte ihn so heiter gestimmt, daß er in einem Briefe an denselben Freund ganz lebenslustig scherzen konnte: „Nunmehr, vor allen Dingen erbiere ich mich zu Aufträgen und Bestellungen aller Art: nur verlangen Sie nicht, daß ich Codices revidiren soll, als wozu ich keine Gaben besitze: hingegen an alle Ihre Donne abbandonate e sconsolate können Sie Ihre Aufträge mir sicher übergeben, Sie dürfen nur die Liste derselben schicken, und ich werde mich überall als Ihr Chargé d'affaires präsentiren und alles besorgen, als ob Sie es selbst wären.“ Freilich, da er nun einmal mit den Augen kommt, die er sich in England und Deutschland angeschafft hat, schaut er auch hier durch die trügerische Hülle der Dinge hindurch in ihr scheußliches Innere hinein. „Wieder lebe ich unter der verrufenen Nation, die so schöne Gesichter und so schlechte Gemüther hat. Am auffallendsten ist die unendliche Heiterkeit und Fröhlichkeit aller Mienen; sie kommt von ihrer Gesundheit, und diese vom Klima. Dabei sehn viele so geistreich aus, als ob etwas dahinter stäke; sie sind fein und schlau und wissen sogar, sobald sie wollen, brav und ehrlich auszusehn, und sind dennoch so treulos, ehrlos, schamlos, daß die Verwunderung uns den Zorn vergessen läßt.“ Das verdirbt ihm nun zwar die Laune nicht, aber er empfindet doch eine ingrinnige Freude, als er im Vatikan unter der Büste des Bias („meines Ahnherrn“ setzt er bei) die Inschrift findet: *οἱ πλείστοι ἀνθρώποι κακοί*, die seitdem seine Lieblingsinschrift bleibt. Diesen Stachel hat uns andern das Christentum, nicht wie es Schopenhauer versteht, sondern wie es unzählige gute Seelen verstanden haben, längst ausgezogen. Nach der Lehre des Christentums taugen nämlich nicht bloß die meisten, sondern alle Menschen nichts, und doch werden alle diese sündhaften Taugenichtse von Gott also geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingegeben hat; und wenn Gott also gesinnt ist, dann können doch auch wir uns ebenfalls dazu bequemen, sie ein wenig zu lieben. Und wenn wir dann noch die Erfahrung beachten, daß wir regelmäßig in demselben Grade, als wir einen andern für schlecht halten, von diesem wieder selbst für schlecht gehalten werden, so finden wir bald, wie relativ der Begriff der Schlechtigkeit ist, und wie wenig sich in der Praxis mit des Bias Wahlspruch anfangen läßt.

Wie bei der Entscheidung für oder gegen den Pessimismus das Denken nur wenig, die Grundstimmung des Gemüths so gut wie alles bedeutet, tritt in dem Briefwechsel Schopenhauers mit seinen Freunden ein paarmal recht hübsch deutlich hervor. Quandt z. B. schätzte seine Philosophie im übrigen sehr hoch, teilte aber seinen Pessimismus nicht und schickte ihm einmal eine sehr schöne Widerlegung dieser düstern Lebensansicht. Darauf antwortete ihm Schopenhauer am 28. Januar 1849 ganz kurz: „Eigentlich soll man ganz vom Kantischen transc. Idealism durchdrungen sein, ehe man zu mir kommt; aber Sie kommen gar vom Hegel und bringen Pantheismus und Optimismus mit,

die zu meiner Sache passen, wie die Schweinskarbonade zur Judenhochzeit.“ Passen, das ist das richtige Wort. Jeder entscheidet sich für das System, das zu seiner Gemütsart „paßt“; auf logischem Wege kommt man zu dem einen System so leicht wie zum andern, daher ist eine Entscheidung durch logische Schlußfolgerungen nicht möglich. Und Ludwig Sigismund Ruhl (Direktor der kurhessischen Kunstsammlungen) schreibt in einer dem Andenken des verstorbenen Freundes gewidmeten Note zu seiner Novelle „Eine Groteske“: „Wie viel ich deinem Umgang verdanke, habe ich erst Jahre lang nachher so recht einsehen lernen. Vielleicht auch daß du mir nichts hättest lehren können, wäre ich nicht für das Contagium deines Pessimismus schon vorher reif und prädestinirt gewesen.“

Schopenhauer hatte sehr Recht, wenn er den Kantischen Idealismus, d. h. die Ansicht, die Welt sei nichts als ein wesenloses Traumbild, als die Vorstufe seines Pessimismus bezeichnete, und das war es eben, was ihn zu Kant hinzog. Denn mit dieser Ansicht ist zugleich die andre gerechtfertigt, daß das Leben wertlos und der Willensdrang, der diesem wertlosen Dasein Wesen, Wert und Dauer einhauchen möchte, unvernünftig sei.*) Kant hatte die äußersten Folgerungen seiner Grundlehre teils nicht gezogen, teils in der zweiten Auflage seines Hauptwerks zurückgenommen. Schopenhauer schreibt darüber (in der Reklamschen Ausgabe seiner Werke Band 1, S. 554 ff.), er habe anfänglich Kant des Widerspruchs geziehen, weil dieser von seinen Voraussetzungen nicht bis zu dem schon von Berkeley aufgestellten Satz fortgeschritten sei, daß es ohne Subjekt kein Objekt gebe, und erzählt dann weiter: „Als ich nun aber später Kants Hauptwerk in der bereits selten gewordenen ersten Auflage las, sah ich, zu meiner großen Freude, alle jene Widersprüche verschwinden und fand, daß Kant, wenn er gleich nicht die Formel »kein Objekt ohne Subjekt« gebraucht, doch, mit eben der Entschiedenheit wie Berkeley und ich, die in Raum und Zeit vorliegende Außenwelt für bloße Vorstellung des sie erkennenden Subjekts erklärt; daher er z. B. S. 383 daselbst ohne Rückhalt sagt: »Wenn ich das denkende Subjekt wegnehme, muß die ganze Körperwelt fallen, als die nichts ist, als die Erscheinung in der Sinnlichkeit unsers Subjekts und eine Art Vorstellungen desselben.« Aber die ganze Stelle von S. 348 bis 392, in welcher Kant seinen entschiednen Idealismus überaus schön und deutlich darlegt, wurde von ihm in der zweiten Auflage supprimirt und dagegen eine Menge ihr widerstreitender Äußerungen hineingebracht. Dadurch ist denn der Text der »Kritik der reinen Vernunft«, wie er vom Jahre 1787 an bis zum Jahre 1838 zirkulirt hat, ein verunstalteter und verdorbener

*) Eine sehr unglückliche Frau aus dem Volke, die weder zum Lesen noch zum Grübeln Zeit hatte, hörten wir einmal sagen: „Zuweilen kommt es mir so vor, als sei das ganze Leben nichts als ein wüster Traum.“

geworden, und dieselbe ein sich widersprechendes Buch gewesen, dessen Sinn eben deshalb niemandem ganz klar und verständlich sein konnte. Das Nähere hierüber, wie auch meine Vermutungen über die Gründe und Schwächen, welche Ranten zu einer solchen Verunstaltung seines unsterblichen Werkes haben bewegen können, habe ich dargelegt in einem Briefe an Herrn Professor Rosenkranz, dessen Hauptstelle derselbe in seiner Vorrede zum zweiten Bande der von ihm besorgten Ausgabe der sämtlichen Werke Kants aufgenommen hat, wohin ich also hier verweise. Infolge meiner Vorstellungen nämlich hat im Jahre 1838 Herr Professor Rosenkranz sich bewegen gefunden, die »Kritik der reinen Vernunft« in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen“ u. s. w.

Den hier erwähnten Briefwechsel zwischen Schopenhauer und Rosenkranz hat Schemann vollständig aufgenommen. Darin findet sich eine Stelle, die uns die tiefste Quelle der Begeisterung des großen Pessimisten für Kant erschließt. Er schreibt an Rosenkranz: „Übrigens hoffe ich, daß Sie das wankende Gebäude der Hegelei verlassen werden, ehe es, in seinem gänzlichen Einsturz, Sie mit vielen andern unter den Trümmern begräbt, und wer die Materialien kennt, aus denen es erbaut ist, braucht, jenen Einsturz vorauszusagen, keinen großen Scharfsinn. Dann bleibt Ihnen im alten aber festen Bau des Kantischen Palastes eine sichere Stätte; denn gewiß wird es Ihnen nicht einfallen, in das alte verlassene Nattenest des Leibnizianismus sich zu flüchten, wo Monaden, prästabilierte Harmonie, Optimismus und andre Fragen und Absurditäten ersten Ranges spuken, und woselbst, wie es scheinen will, einiges Gefindel zusammenläuft, eigentlich nur wegen der Zentralmonade, in majorem Dei gloriam, wie fast alles schlechte Beginnen.“ Wie der Pessimist in der Erneuerung Leibnizischer Gedanken mit Recht die Absicht auf die Zentralmonade wittert, so werden wir ihm mit der Vermutung nicht Unrecht thun, daß es die Abneigung gegen den persönlichen Gott war, was ihn zu so einem entschiednen Anhänger des konsequent durchgeführten Kantischen Kritizismus machte; denn mit der Anerkennung des persönlichen ewig lebenden Gottes, der den Menschenseelen ewiges Leben verleiht, ist zugleich auch die Wirklichkeit und wertvolle Wesenhaftigkeit der Welt anerkannt. Indem Kant alle Brücken abgebrochen zu haben schien, die aus dem Bannkreise der eignen Vorstellungen hinausführen, war auch die zu jener verhaßten „Zentralmonade“ beseitigt, die nach dem christlichen Glauben ein Meer von Seligkeit ist und Seligkeit spendet. Wenn dann Schopenhauer in aller Stille diese Brücke selbst wieder aufbaute, das Ding an sich, von dem wir doch gar nichts sollen wissen können, ganz genau beschrieb und es Willen nannte, so störte ihn dieser Selbstwiderspruch weiter nicht und konnte ihn auch gar nicht stören, denn sich aller Widersprüche enthalten, das heißt auf die Philosophie verzichten. Selbstverständlich konnte das, was er drüben fand, nicht die ewige Weisheit, Liebe und Seligkeit sein,

sondern durch die von seiner Galle gefärbte Brille konnte er nur ein ebenso grausames als dummes Scheusal sehen.

Was die Körperwelt anlangt, so haben die seitdem angestellten Untersuchungen der Physiologen, Chemiker und Physiker vollends klar gemacht, wie sehr die Engländer und Kant Recht hatten, wenn sie lehrten, daß der Mensch von ihr nichts wahrnehme als die wechselnden Zustände, die sie in seiner Seele hervorbringt. Und mit diesem „die sie in seiner Seele hervorbringt“ ist zugleich der Widerspruch überwunden, den nur müßige Grübeleien zwischen der philosophischen und der gewöhnlichen Auffassung der Außenwelt herausgebildet hat. Der Gebildete weiß, daß der Geschmack, der Geruch, die Farbe und die Zähigkeit des Beefsteaks, das er genießt, nur in seiner Vorstellung bestehen, was alles dem Ungebildeten, unbeschadet seiner Gaumenslust und seiner Verdauung, zeitlebens unbekannt bleibt, aber er würde ein Narr sein, wenn er sich den Kopf darüber zerbrechen wollte, wie wohl der dieses Beefsteak ausmachende Atomhaufe einem anders organisirten Wesen oder dem absoluten Geiste schmecken, riechen und aussehen möchte, oder was er an sich ist ohne Beziehung auf ein Wesen, von dem er durch irgend einen Sinn wahrgenommen wird. Es ist kein Wunder, daß Kant in einer Zeit, wo man in dieser Unterscheidung des Dinges an sich von seinem Bilde in unsrer Seele noch nicht geübt war, sich in allerlei Widersprüche verwickelte, und Baihinger nennt denn auch die Kritik der reinen Vernunft das genialste und zugleich das widerspruchsvollste Werk der ganzen Geschichte der Philosophie.*)

Kant wird den Subjektivismus ungefähr so gemeint haben, wie ihn später Loge gemeint hat und wie wir ihn meinen, und wird nur das rechte Wort nicht gefunden haben, die scheinbar unvereinbaren Elemente seiner Auffassung zu vereinigen. Ähnlich urteilt ein Schüler E. von Hartmanns. Im Sinne seines Meisters weist er die Neukantianer zurück, die „nur die reine subjektive Seite der Kantischen Philosophie herausgelehrt und eben sie für Kants eigentliche Meinung ausgegeben haben. . . . Bestände Kants eigentliche Leistung wirklich in der Begründung jenes Subjektivismus, dann wäre aus objektiven Gründen gar nicht einzusehen, warum diese Philosophen so viel Aufhebens von Kant machen, weil er alsdann in der That nichts wesentlich anderes vorgebracht hätte, als was schon vor ihm Berkeley gelehrt hat, und man könnte es dann höchstens nur aus dem Nationalgefühl erklären, wenn sie den Deutschen Kant dem Engländer Berkeley vorziehen. Nun läuft aber thatsächlich in Kant neben dem rein subjektiven Idealismus, den er philosophisch zu begründen versucht hat, noch ein transzendentaler Realismus unvermittelt her, dessen Begründung

*) Im Vorwort zum zweiten Bande des Kommentars zu Kants Kritik der reinen Vernunft, der voriges Jahr bei der Deutschen Verlagsgesellschaft Union (Stuttgart, Berlin, Leipzig) erschienen ist. Was überhaupt in der Kritik der reinen Vernunft verstanden werden kann, wird durch Baihingers ausgezeichnetes Werk verständlich.

ihm zwar nicht gelungen, ja überhaupt kaum von ihm versucht worden ist, der aber nichtsdestoweniger seine wahre und letzte Meinung bildet, und hierdurch eben unterscheidet er sich von allen seinen Vorgängern.“*) Merkwürdig, daß was Schopenhauer dem großen Königsberger zum höchsten Verdienst anrechnet, die Erneuerer des Schopenhauertums als einen Flecken abwischen zu müssen glauben!

Erholen wir uns von diesen unfruchtbaren Spitzfindigkeiten durch einen Blick auf Goethe. Von Schopenhauers Verhältnis zu ihm hat A. Harpf 1885 in den Philosophischen Monatsheften geschrieben: „Gegen die Klage, daß Goethe keinen Schülerkreis um sich gesammelt habe, können wir nunmehr sagen, daß er in der That den begabtesten deutschen Jüngling seiner Zeit durch Belehrung in persönlichem Umgange zu seinem Schüler gemacht hat. Da fast scheint uns Schopenhauer mehr ein Erbe Goethes als Kants, sofern eben gerade die charakteristischen, die positiv dogmatischen Teile seiner Lehre unter Goethischem Einfluß stehen, während auf Kant nur die negativen, rein kritischen zurückweisen. Wir sehen Goethes ureigenste Ideen bei Schopenhauer weiter verfolgt, er war es, der aus Goethischen Bausteinen jenes Gebäude gefügt hat, das, da es immer mehr Gemeingut des deutschen Volkes wird, auch Goethes Ideen erst zu deutschem Gemeingut macht. So tritt das deutsche Volk gleichsam erst in Schopenhauers Philosophie vollends das Erbe der wissenschaftlichen Thätigkeit Goethes an.“ Mit den letzten Worten meint Harpf wohl die naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes; sollte er die Behauptung, daß unser heutiges Geschlecht durch Schopenhauer mit Goethe bekannt werde, darüber hinaus erstrecken wollen, so wäre sie lächerliche Übertreibung. Schemann meint, Harpf habe die Abhängigkeit von Goethe zu sehr,

*) Die deutsche Spekulation seit Kant mit besondrer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes. Von Dr. Arthur Drews. (Berlin, Paul Wäcker, 1893.) Erschöpfende Behandlung des Stoffs auf mehr als 1160 Seiten und schöne Darstellung sichern dem Werke seinen Platz in der philosophischen Literatur, aber den Hauptzweck des Verfassers wird es kaum fördern, weil er unsers Erachtens überhaupt nicht verwirklicht werden kann. Der sozialen Bewegung gegenüber, sagt er im Vorwort, sei eine Zügelung und Regelung durch ein geschärftes sittliches Bewußtsein aller Volksklassen schreiendes Bedürfnis, „wenn nicht der unbändige Glückseligkeitstrieb der Masse unsre ganze Kultur zerschmettern soll.“ Die Schärfung des sittlichen Bewußtseins sei ohne Religion nicht zu erwarten, eine religiöse Erneuerung aber sei unmöglich, so lange sich die Wissenschaft auf antireligiösen oder wenigstens irreligiösen Bahnen bewege. Demnach könne nur die Versöhnung von Religion und Wissenschaft den Verfall der europäischen Kultur abwenden. Diese Versöhnung aber, zu diesem Endergebnis gelangt Drews am Schluß seines Werkes, sei nur auf dem Boden der Philosophie Hartmanns möglich. Das Ziel, zu dem die beiden Ströme: Philosophie und Religion zusammenfließen, heiße: die Unpersönlichkeit Gottes. „In dieser Idee ist die Lösung der religiösen Frage in der Gegenwart und das Grunddogma der »Religion der Zukunft« enthalten.“ Wir haben uns mit dieser Idee schon so oft auseinandergesetzt, daß wir uns diesmal wohl die Mühe sparen können.

die Kongenialität beider Männer zu wenig hervorgehoben, und erwähnt noch, daß Fr. Pfalz in den Grenzboten (1888 IV S. 114 ff.) aus Goethe eine Blumenlese von Anklängen an Schopenhauer veröffentlicht habe, um Schopenhauers Wort von der wechselseitigen Belehrung zu belegen.

Der Briefwechsel zwischen beiden, den Schemann aufgenommen hat, wurde durch die Farbenlehre veranlaßt. Schopenhauer war wie Goethe ein Gegner der Newtonschen, von Huygenss berichtigten Theorie und stellte dieser gegenüber, seinem Subjektivismus gemäß, um das Zustandekommen der Farbenswahrnehmungen zu erklären, die im Menschen liegende Mitursache, die Beschaffenheit der Retina, in den Vordergrund. Im übrigen pflichtete er bis auf kleine Abweichungen Goethen bei, dessen Lehre er erst wirklich begründet zu haben glaubte. Es versteht sich, daß er seine eigne Theorie für die allein richtige hielt, fest überzeugt war, sie werde schließlich über die zur Herrschaft gelangte heutige Optik siegen, und dieser Überzeugung, wie es scheint, bis an sein Lebensende treu geblieben ist. Vielleicht hat er den Sinn der heutigen naturwissenschaftlichen Hypothesen überhaupt nicht durchschaut und sie gleich manchen heute noch lebenden Philosophen für eine Art Metaphysik gehalten, während sie weiter nichts sind als Hilfsmittel zum Rechnen. Der Kantische Kritizismus hat die Anfertigung — so darf man sich wohl ausdrücken — solcher Hypothesen und das Sicheinleben in sie sehr erleichtert, indem er die Gelehrten an den Gedanken gewöhnte, daß die Körperwelt, sofern sie überhaupt existirt, etwas von unsern Vorstellungen von ihr durchaus verschiedenes und unsrer Erkenntnis unzugängliches sei und wir sie uns demgemäß nach Bedürfnis selbst konstruiren dürften. Wenn demnach der Physiker Körper- und Ätheratome annimmt und die Ätheratome 392 bis 757 Billionen Schwingungen in der Sekunde vollführen läßt, so ist es nicht seine Meinung, damit unser metaphysisches Bedürfnis zu befriedigen. Dem ist mit dieser Annahme gar nichts gedient, denn die Atome sind nicht allein unvorstellbar, sondern ihr Begriff ist auch widerspruchsvoll und undenkbar. Darum braucht sich aber der Physiker nicht zu kümmern; für ihn sowie für die Technik ist die Hypothese richtig, wenn eine auf sie gebaute Berechnung durch das Eintreten der vorausberechneten Erscheinung bestätigt wird.*)

Schopenhauer hatte von Dresden aus, wo er sich 1815 aufhielt, seine Schrift über die Farbenlehre Goethen zur Durchsicht geschickt mit der Bitte, bei ihrer Veröffentlichung Gevatter zu stehen und sie durch seine Empfehlung in die Welt einzuführen. Das mochte dem Altmeister unbequem sein, weil Schopenhauers Theorie doch nicht einfach eine Bestätigung oder Erläuterung

*) Eben da wir das geschrieben haben, lesen wir den Aufsatz von Paul Harms über den naturwissenschaftlichen Unterricht in Heft 18 der Grenzboten. Darnach scheint der wahre Sinn physikalischer Hypothesen nicht so allgemein von den Lehrern der Naturwissenschaften richtig verstanden zu werden, wie wir annahmen.

seiner eignen war, und noch dazu war er damals auf Reisen und mit ganz andern Dingen beschäftigt. Er zog also die Sache hin. Es ist nun artig anzusehen, wie der junge düstre Feuerkopf vor Ungeduld und Ingrimme halb toll wird, sich aber die äußerste Mühe giebt, seine Leidenschaft so weit zu zügeln, daß seine Sarkasmen nicht in offene Grobheiten ausarten, der Alte aber die Sache seiner Gewohnheit nach gelassen und „bequem“ behandelt und thut, als sähe er die Grimassen des unterdrückten Leibwehs gar nicht. Ferne bleibe es von mir, schreibt Schopenhauer einmal, „gegen Sie mir auch nur in Gedanken einen Vorwurf zu erlauben. Denn Sie haben der gesamten Menschheit, der Lebenden und der kommenden, so vieles und großes geleistet, daß alle und jeder, in dieser allgemeinen Schuld der Menschheit an Sie mit als Schuldner begriffen sind, daher kein einzelner in irgend einer Art je einen Anspruch an Sie zu machen hat. Aber wahrlich, um mich bei solcher Gelegenheit in solcher Geminnung zu finden, muß man Goethe oder Kant sein: kein anderer von denen, die mit mir zugleich die Sonne sahen.“

Ganz richtig hat Schopenhauer später (Reclamsche Ausgabe seiner Werke 5, 198) Goethes Verhalten in wissenschaftlichen Untersuchungen folgendermaßen charakterisirt. „Goethes Trieb war, alles rein objektiv aufzufassen und wiederzugeben: damit aber war er dann sich bewußt, das seinige gethan zu haben, und vermochte gar nicht, darüber hinauszusehen. Daher kommt es, daß wir in seiner Farbenlehre bisweilen eine bloße Beschreibung finden, wo wir eine Erklärung erwarten. . . . Ein richtiges »so ist's« war ihm überall das letzte Ziel; ohne daß ihn nach einem »so muß es sein« verlangt hätte. Konnte er doch sogar spotten:

Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müßt so sein.

Dafür nun freilich war er eben ein Poet und kein Philosoph, d. h. von dem Streben nach den letzten Gründen und dem innersten Zusammenhange der Dinge nicht beseelt — oder beseßen, wie man will.“ Seine eigne entgegengesetzte Natur schildert Schopenhauer in einem Briefe an Goethe (11. November 1815) mit folgenden Worten: „Besonders erfreulich aber ist es mir, daß Sie in diesem Lobe selbst, mit der Ihnen eignen Divination, gerade wieder den rechten Punkt getroffen haben, indem Sie nämlich die Treue und Redlichkeit rühmen, mit der ich gearbeitet habe. Nicht nur was ich in diesem beschränkten Felde gethan habe, sondern was ich in Zukunft zu leisten zuversichtlich hoffe, wird einzig und allein dieser Treue und Redlichkeit zu verdanken sein. Denn diese Eigenschaften, die ursprünglich nur das Praktische betreffen, sind bei mir in das Theoretische und Intellektuale übergegangen: ich kann nicht rasten, kann mich nicht zufrieden geben, so lange irgend ein Teil eines von mir betrachteten Gegenstandes noch nicht reine, deutliche Kontur zeigt. . . . Man fand die Wahrheit nicht, bloß darum, daß man sie nicht suchte, sondern

statt ihrer immer nur irgend eine vorgefaßte Meinung wiederzufinden beabsichtigte, oder wenigstens irgend eine Lieblingsidee durchaus nicht verlegen wollte, zu diesem Zweck aber Winkelzüge gegen andre und sich selbst anwenden mußte. Der Mut, keine Frage auf dem Herzen zu behalten, ist es, der den Philosophen macht. Dieser muß dem Ödipus des Sophokles gleichen, der, Aufklärung über sein eignes schreckliches Schicksal suchend, rastlos weiter forscht, selbst wenn er schon ahnt, daß sich aus den Antworten das Entsetzliche für ihn ergeben wird. Aber da tragen die meisten die Sokaste in sich, welche den Ödipus um aller Götter willen bittet, nicht weiter zu forschen. . . . Dieser philosophische Mut aber, der eins ist mit der Treue und Redlichkeit des Forschens, die Sie mir zuerkennen, entspringt nicht aus der Reflexion, läßt sich nicht durch Vorsätze erzwingen, sondern ist angeborene Richtung des Geistes.“

Das ist im allgemeinen richtig, und Schopenhauer darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, den pflichtmäßigen philosophischen Mut bewiesen zu haben. Aber das Entsetzliche zu finden, verpflichten Treue und Redlichkeit den Forscher keineswegs. In den Naturwissenschaften, der Geschichte und den übrigen Wissenschaften hat man ein Entsetzliches, das darin lauerte, nicht zu fürchten, denn das Schlimmste, was einem widerfahren kann, die Zerstörung lieb gewordener Meinungen, ist zwar unangenehm, doch nicht entsetzlich. Und wenn Schopenhauer beim Suchen nach den letzten Gründen das Entsetzliche gefunden hat, so geschah das, weil er aus angeborener Schwerkraft gar nichts anderes finden wollte. Angenommen, was jedoch nicht der Fall ist, die Logik vermöchte hinter dem Schleier der Maja nichts anderes aufzuzeigen als dieses Entsetzliche, so würde uns nichts verpflichten, den Schleier zu heben, vielmehr würde uns die Liebe, die das Höchste ist, verpflichten, ihn unberührt zu lassen. Einen beglückenden Wahn zu zerstören, kann Pflicht sein, nämlich wenn man glaubt, daß er das spätere Lebensglück oder die ewige Seligkeit gefährde; aber wenn mit dem Tode alles aus ist, dann ist es Frevel, einen Wahn zu zerstören, der das Erdenleben, wenn nicht glücklich, so doch wenigstens erträglich macht. Nur wenn die Wahrheit wertvoll, wenn sie zugleich die ewige Güte und Schönheit ist, verpflichtet sie, nicht wenn sie ein Scheusal ist. Mit Ödipus stand die Sache ganz anders; er war verpflichtet, die Wahrheit zu ergründen, um sein Volk von der Pest erlösen zu können.

Goethe lehnte es ab, sich mit Schopenhauer über die Farbenlehre herumzustreiten, und sprach dabei eine der größten und wichtigsten Wahrheiten aus, die jemals aus einem sterblichen Munde gekommen sind. „Ich sah nur allzu deutlich, wie die Menschen zwar über die Gegenstände und ihre Erscheinung vollkommen einig sein können, daß sie aber über Ansicht, Ableitung, Erklärung niemals übereinkommen werden, selbst diejenigen nicht, die in Prinzipien einig sind, denn die Anwendung entzweit sie sogleich wieder. . . . Idee und Erfahrung

werden in der Mitte nie zusammentreffen, zu vereinigen sind sie nur durch Kunst und That." So ist es. Nicht bloß Idee und Erfahrung, sondern auch die Menschen selbst können nur durch Kunst und That geeinigt werden. Darum hat jeder Versuch, die Menschen auf theoretischem Wege zu einigen, keinen andern Erfolg, als daß die Anzahl der schon vorhandenen theologischen, philosophischen, wissenschaftlichen und politischen Sekten um eine neue vermehrt und das Gezänk desto ärger wird. Und darum beschließt Faust, der durch Lebenserfahrung vom Grübeln zum Wirken bekehrte, sein Erdenwallen beim Klange der Grabsteine, der ihm Musik ist, weil er ihm die Aussicht eröffnet auf reiche Fruchtgefilde, die er durch Dämme dem Wasser abzuringen gedenkt:

Das Letzte wär das Höchsterregne,
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.

Leicht ist es, die Menschen im Genuß des Schönen und zu beglückendem Schaffen zu einigen; und ist ihnen die Scholle gesichert, auf der sie schaffen können, die ihnen Lebensunterhalt und Spielraum gewährt, dann mögen sie sich am Feierabend hinsetzen, und wenn ihnen der Anblick ihrer grünen Fluren und behangnen Fruchtbäume, ihrer Gärten und wohllichen Hütten, ihrer Paläste und Kunstwerke, ihrer blühenden Kinder und heranreisenden Jugend noch nicht genügt, sich mitunter auch an den Seifenblasen philosophischer Systeme ergötzen.



Die Versammlung deutscher Historiker in München

Von Ottokar Lorenz



Ich war nicht dabei und schöpfe meine Kenntnis nur aus den mannichfachen Berichten, die in die Öffentlichkeit gekommen sind. Wenn ich aber auch durch ein *impedimentum legitimum* meine Abwesenheit entschuldigen konnte, so darf ich doch jetzt hinzufügen, daß meine Teilnahme und mein Interesse für die trefflichen Zwecke dieser Versammlung durch jede neue Mitteilung über ihren Verlauf gewachsen ist, und daß mir nichts wünschenswerter erscheint, als daß man der Sache noch nachträglich recht vielseitig Beachtung zuwenden möchte. Die Münchner Kollegen, die sich vor Jahresfrist zu dieser Unternehmung entschlossen, die, man möchte fast sagen, den Mut hatten, die deutschen Historiker zu einer Beratung über die schwebenden Fragen des geschichtlichen Studiums